

Die Augen geschlossen

Es ist ein Teufelskreis. Was ist eigentlich los? Ich weiß es nicht, und das ist das Problem. Sylvia Plath's Worte hallen in meinem Kopf nach: „Ich bin entsetzt über dieses dunkle Ding, das in mir schläft.“ Doch bei mir ist es anders. Es schläft nicht mehr, es ist erwacht und hat meine Kontrolle übernommen.

Ich merke, wie ich mit meinem Gesicht lüge. Ich lächle. Immer. Überall. Der Grund? Ich will die Fragen vermeiden, denn wer würde mich ernst nehmen?

Es ist Montagmorgen, also gehe ich wieder in die Schule, denke über das nach, was mich schon seit Wochen beschäftigt. Ich bin mir sicher: Es ist keine Phase, ich bin auch nicht so geboren; es ist in mir gewachsen. Warum? Keine Ahnung. Es klingelt. Es ist Pause. Endlich. Ich esse mit meinen Freundinnen, die zwei einzigen, die ich habe. Sie waren und sind immer noch für mich da, sie sind ein Licht in meinem Leben. Leider sind sie zu wenig Helligkeit für die Dunkelheit in mir.

Ich lächle, wie immer, und alles scheint normal zu sein. Als ich nach Hause gehe, schaue ich meinen Freundinnen noch einmal nach und weine. Ich habe nichts gesagt. Mich nicht verabschiedet. Als ich ankomme, versuche ich zu lächeln. Wieder. Meine Mutter wartet schon auf mich und lässt mich ins Haus, fragt mich, wie es mir geht, und wie jeden Tag, antworte ich „gut“, obwohl es nicht stimmt. Es hat noch nie gestimmt.

Sie lächelt immer. Aber nicht dasselbe Lächeln wie meins. Ihres ist real. Besorgt. Vor ein paar Wochen hat sie mich gefragt, wie es mir geht, wie jeden Tag, und ich hätte es ihr beinahe gesagt. Doch ich konnte nicht. Ich fühlte Scham. Schuld. Eine gute Tochter war ich nicht, trotzdem wiederholte sie es mir immer wieder. Sie ist eine gute Mutter. Ich werde ihr das Herz brechen, doch es ist zu spät.

Ich gehe hoch auf mein Zimmer. Speziell ist es nicht, es ist einfach meins. Es schreit aber nicht meinen Namen. Nichts. Ich könnte genauso gut auf der Couch schlafen, es ist mir egal. Ich sehe, dass wir Hausaufgaben aufhaben, doch ich mache meine schon seit Wochen nicht mehr. Also sehe ich aus dem Fenster. Häuser, Hunde, Menschen und Häuser. Jemand macht ein Feuer und ein Hund bellt. Laut, endlos. Als er fertig ist, hallt sein Bellen in mir nach und ich fühle mich leer. Einfach eine Hülle ohne Leben. Ich

schaue weiter hinaus. Alles ist genau wie vor Jahren, nur etwas ist anders; es gibt Lächeln. Kein einziges.

Was mir aber an unserem Haus gefällt ist die Badewanne. Ich will ein Bad nehmen, also gehe ich dahin. Es ist ein dunkler Raum, mit nur einem kleinen, schmutzigen Fenster. Doch ich mag es. Ich lasse das Wasser laufen. Ich mag es nicht kalt, aber auch nicht warm. Als es so weit ist, ziehe ich mich aus. Ich sehe mich nicht im runden Spiegel an, der dort ist. Ich kann mich selber nicht mehr sehen. Ich schließe die Augen und gehe ins Wasser. Das Wasser. Ein Freund oder Feind, je nach dem, wie man es sieht. Ich fühle es auf meiner Haut, auf meinem Haar. Ich nehme Luft und tauche unter. Ich denke nichts, ich fühle nichts, ich atme nicht. Als der Boden zu spüren war, wachte ich auf.

Oder das dachte ich.

Deutsch: Nua Nyffeler, 9DF a, Juni 2020